

(Nachdruck verboten.)

Eheleute Strouhal.

4) Erzählung von M. A. Simáček.

Deutsch von Franta Hájek.

IV.

„Um alles in der Welt, Oberheizer, was treibt Ihr denn heute in dem Kesselhause?“

Mit diesen Worten stürzte der Adjunkt Stuchly atemlos in das Kesselhaus. „Alle Maschinen bleiben mir stehen! Was ist denn los? frage ich. Kein Dampf, zu wenig Dampf — ruft man mir von allen Seiten. Wahrhaftig Strouhal, das habe ich mit Ihnen noch nicht erlebt!“

„Verzeihen Sie, Herr Adjunkt“, sprach schweratmend der Oberheizer, indem er die feuchten Augen wegwannte. „In einer Viertelstunde sollen Sie Dampf genug haben. Und nehmen Sie es nicht übel, es geschah . . . gewiß, zum ersten und zum letztenmal . . .“

„Aber, wie konnten Sie es nur soweit kommen lassen?“ sprach, jetzt schon wieder freundlicher, Stuchly.

„Der Mensch vergißt sich schon manchmal so im Leben, Herr Adjunkt, und dann stellt sich schon die Neue ein. Wohl dann, wenn es sich noch wieder gut machen läßt . . .“

„Und jetzt Jungens! frisch dahinter. Einer nach dem andern das Feuer hervorgeharrt und frisch angelegt. Daß Ihr schnell fertig seid!“ rief er laut den Heizern zu, als der Adjunkt sich entfernt hatte. „Dafür will ich Euch etwas Lustiges aus der Labetiner Zuckersabrik erzählen“, setzte er noch hinzu, während sein Gesicht vor Vergnügen strahlte.

Die Heizer flogen, während Strouhal jetzt zufrieden qualmend, zwischen ihnen auf und abging. In einer Viertelstunde fauste es nur so im Kesselhause. Am vergnügtesten arbeitete Gladil, sein Gesicht war von Freude gerötet, während seine kleinen, lebhaften Augen unter den dichten Brauen sprühten.

Strouhal blieb mit einem Male bei ihm stehen und legte die Hand auf seine Schulter.

„Gladil, seht doch im Aschenkanal nach, was der Styblit da unten treibt.“

„Was soll er dort treiben? Trinken wird er,“ antwortete Gladil und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wenn Ihr nicht wollt, gehe ich selbst,“ sagte Strouhal und schritt auf die Fallthüre zu.

„Bleibt lieber hier, Oberheizer und erzählet,“ rief ihm Gladil nach.

Der Oberheizer hob die Fallthür und stieg hinunter. Seine hohe Gestalt war zu groß für den finstern Gang, so daß er sich bücken mußte. Sobald er sich vergaß und aufrecht zu gehen versuchte, berührte er mit seinem Kopfe die niedrige Decke, von der ganze Wolken gelblicher Asche niederfielen. So schritt er vorwärts, mit den Händen an den feuchten Mauern tastend. In einer Ecke brannte eine Laterne, die ihr mattes Licht über die nächste Umgebung goß. Deutlich konnte man eine Reihe von gewölbten Öffnungen unterscheiden, in die von den Rosten seine glühende Asche fiel. In der einen Öffnung wurde es hell — oben hatte der Heizer in dem Feuer geschürt und verursachte dort unten einen feurigen Regen. Die glühenden Funken fielen auf den grauen Aschenhaufen, in dem es nochmals rot aufglühte, daß es ausfah, als werfe die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen auf erstarrte Gletscherspitzen.

Strouhal, der an der einen Öffnung vorüber schritt, stieß plötzlich mit dem Fuße auf ein Hindernis. Er bückte sich und besühlte es mit der Hand. Es war Styblit, der vor der Öffnung lag, und wie es schien, fest eingeschlafen war.

Strouhal versuchte mit einem energischen Mitteln den Schläfer zu rütteln.

„Was . . . was soll das heißen . . .? Gut, ich komme schon . . .“ brummte Styblit und machte einen ungeschickten Versuch, sich zu erheben.

„Steht auf!“ befahl der Oberheizer streng.

In den Aschenmann kam mit einem Male Leben. Seine graue Gestalt schoß in die Höhe, so weit die niedrige Decke es erlaubte.

„Also Ihr schlaft hier, anstatt die Asche hinaus zu schaffen?“ begann Strouhal.

„Oh . . . ich schlafe nicht . . . nein, nein . . . ich habe nur so . . . ein wenig ausgeruht.“ Styblit gähnte dabei und rieb seine verschlafenen Augen, wobei sein Körper, nach einer Stütze suchend, gegen die Mauer fiel.

„Mensch, wie könnt Ihr Euch so betrinken? Ihr werdet noch einmal böse verunglücken. Denkt doch an Eure Kinder!“ begann Strouhal seine übliche Predigt.

„Ach ja, ach ja“, brummte Styblit.

„Zieht doch aus Eurer Pesthöhle fort, aus dem Schmutz dort. So lange Ihr dort wohnen bleibt, laßt Ihr das Trinken nicht.“

„Ach ja, nur zu wahr“, bestätigte hustend der Aschenmann.

„Und daß Frauenzimmer jagt davon, denn die ist Euer Unglück.“

„Das ist sie, das ist sie!“ besann sich mit einem Male Styblit, als wäre sein Bewußtsein mit einem Zauberstabe geweckt worden.

„Gättet Ihr die nicht geheiratet, wäret Ihr auch nicht so tief gesunken, Styblit!“ sprach Strouhal eindringlich, während seine Stimme allmählich alle Strenge verlor und in seinem Tone eine kaum merkliche Mäßigung sich bemerkbar machte.

„Nein, nicht so gesunken wäre ich, ganz gewiß nicht. Jetzt bin ich elend, ich weiß es . . . ich weiß es. Aber es ist schon zu spät, es hilft alles nichts mehr. . . Alles umsonst, alles umsonst . . .“

„Es ist noch nicht zu spät, Styblit.“

„Ach ja . . .!“

„Gewiß nicht, glaubt mir. Laßt das Trinken, und ich will Euch behilflich sein.“

„Alles umsonst!“

„Ermannt Euch doch! Morgen auf dem Heimwege wollen wir darüber mehr sprechen.“

„Wollen wir, wollen wir!“

„Aber jetzt, Mensch, ich bitte Euch, kümmert Euch um die Arbeit, und macht doch die Augen auf, daß Ihr nirgends anstoßt.“

„Oh, kann mir nichts passieren! Kenne mich hier schon aus. Bin ja schon sechs Jahre hier unten.“

„Das weiß ich. Aber das hilft Euch alles nichts, wenn Ihr es so weiter treibt, wie in der letzten Zeit. Sie jagen Euch einfach davon und ich kann dann nicht mehr für Euch gut fagen.“

Styblit schwieg.

„Morgen reden wir weiter davon. Ich lasse Euch jetzt hier. Aber gebt acht und trinkt nicht mehr!“

„Ich werde die Asche herauschaffen,“ versprach der Aschenmann, als der Oberheizer die Leiter bereits hinaufstieg. Als er die Fallthür aufklappte, hallte der ganze Lärm aus dem Kesselhause herein, das Fahren mit den Kohlenwagen und das Zuschlagen der Ofenthüren. Als die Klappe wieder zusiel, war es hier wieder still, nur das Scharren mit den eisernen Feuerhaken auf den Rosten unterbrach ab und zu die unheimliche Ruhe.

Styblit war froh, wieder allein zu sein. Anfänglich schien es, als meinte er es ernst mit seinem Versprechen. Er hob die Schaufel von der Erde und trat gebückt in die eine Öffnung, und begann die noch teilweise glühende Asche aufzuladen. Nings um ihn sprühten die feurigen Funken.

Sein Fleiß begann jedoch bald nachzulassen. Immer langsamer wurden seine Bewegungen, bis er endlich die Schaufel tief in den Haufen stieß, und, sich auf ihren Griff stützend, stehen blieb. Sein Kopf neigte sich dabei immer tiefer . . .

„Also, er meint, daß ich mich doch noch aufraffen könnte?“ brummte er leise. „Vergebens! . . . Und die Frau davon jagen? . . . Ach ja, verdient hat sie es wohl . . . An allem ist sie schuld, an allem.“

Styblit griff in seine Brusttasche und zog eine Flasche hervor. Er entfernte den Pfropfen und trank, trank lange, wobei er den Kopf nach rückwärts bog, wobei die Knie unter ihm schwanken.

„Ach! . . .“ Er atmete behaglich und schüttelte den Körper. „Das ist doch gut . . . nur das . . . dem da will

ich doch nicht mehr entsagen . . . das läßt mich alles ver-
gessen . . . alles, auch die Kinder . . . auch sie . . . sie, die
Frau . . . Hole sie der Teufel! . . . Und wenn sie mich
davon jagen . . . ja, was geht es den Oberheizer an? . . .
Ja, Strouhal, der hat es leicht . . . zu reden . . .“

Und wieder neigte Styblit den Kopf tiefer, und seine
Füße schwanften immer bedenklicher. Immer mehr bog sich
der Körper zur Seite, während die Augen sich schlossen. Mit
einem Male verlor der schwanke Leib vollends das Gleich-
gewicht und Styblit fiel in den heißen Aschenhaufen.

Während des Falles ergoß sich der letzte Rest der Schnaps-
flasche über die Kleider des Veraushten.

Er blieb liegen. . . .

Er wachte auch nicht auf, als es über ihm auf dem Kofst
pokerte, und er blieb auch ruhig liegen, als ein größeres
Stück brennender Schlacke auf seine fettige Jacke fiel, so daß
sie anfang zu glimmen. Ein dünner Rauchfaden schlängelte
sich langsam über den Körper hin, bis zum Kopfe. Nach einer
Weile schlug eine bläuliche Flamme empor. Styblits Jacke
began zu brennen . . . das Feuer erreichte die mit Spiritus
begossenen Stellen und brannte immer mächtiger, und immer
höher schlugen die Flammen. In Styblits Körper kam nun
Bewegung. Er versuchte aufzustehen, und endlich stand er
aufgerichtet da . . . In dem roten Scheine des Feuers nahm
Styblits Gesicht einen entsetzlichen Ausdruck an. Die Augen,
weit aufgerissen, quollen über, das Haar sträubte sich, und
der weit geöffnete Mund stieß einen langen, markerschütternden
Schrei aus. Der brennende Mann versuchte aus
dem Gewölbe zu fliehen, und rannte mit erhobenem
Kopfe gegen den Ausgang; hier prallte er jedoch mit
der Stirne gegen den Rand der Wölbung mit solcher Wucht,
daß der Körper, an dem die Flammen empor leckten, der
ganzen Breite nach auf den Aschenhügel zurückfiel. . . .

Eine Weile später begann auch der hölzerne Griff der
daneben liegenden Schaufel zu brennen. . . .

V.

„Bald hätten wir die Labetiner Zuderfabrik vergessen.“
begann Strouhal, als er aus dem Aschenkanal zurück-
gekommen war. „Nun, wir haben gerade etwas Zeit.“ Er
nahm seinen gewohnten Platz ein und drehte an seinem
Schmurrbart.

„Die Zuderfabrik stand damals erst das zweite Jahr.
Die Heizer, die ich dort hatte, waren auch alles gute
Burschen, lustig, aufrichtig und ohne Falch. Ich hatte
sie alle gern, wir paßten sehr gut zusammen. Fast alle haben
sie von ihrer frühesten Jugend an in den Fabriken gearbeitet.
Das wißt Ihr selbst, daß es nicht besonders angenehm ist,
wenn fremde Menschen immer ins Kesselhaus kommen und
da herumschmüffeln, so daß Ihr Euch kaum wenden und drehen
könnt. Und in die neue Zuderfabrik liefen die Herren
Aktionäre haufenweise. Und was für Kerle dabei waren, das
könnt Ihr Euch denken. So mancher, der kaum eine einzige
Aktie erworben hatte, kam da, und geberdete sich, als wenn
er wer weiß was zu sagen hätte, wollte uns im Kesselhause
ausfragen und kontrollieren. Der widerwärtigste von
allen war jedoch ein Bauer Namens Wydra, der fast
täglich zu uns kam und sich auch sonst in der
Fabrik herumtrieb. Natürlich war es unserm Direktor, der
damals noch Adjunkt war, nicht sehr angenehm. „Strouhal,
dem müssen Sie einen gehörigen Poffen spielen“, sagte er
einmal zu mir. „Aber recht vorsichtig und klug, damit der
unausstehliche Kerl uns hier nicht fortwährend auf dem Nacken
sitzt und seine Weisheit austramt.“

Nun war der Direktor damals selbst ein fideles Haus
und ich wußte wohl, daß er es mir nicht übel nehmen würde,
wenn ich ein bißchen über die Schmir haben sollte. Ich be-
gann also gehörig nachzudenken und zu grübeln, welchen
Schabernack ich dem Wydra spielen könnte.“

Strouhal blickte um sich, als wollte er aus den Mienen
der ihm laufenden Männer lesen, welche Wirkung seine Er-
zählung auf sie ausübte. Dabei mußte er aber etwas wahr-
genommen haben, das seine Neugierde weckte, denn mit einem
Male neigte er sich vor, und sein scharfes Auge heftete sich
auf die zu einem Nebenraume führende Thür. Er glaubte
dort ein blaues Weiberröckchen erblickt zu haben. Er neigte
sich noch mehr vor, und richtig, dort drückte sich ein Mädchen,
barfuß und ohne Kopftuch. Es war Bartscha von den Schnigel-
mädchen. Sie mußte sich vor einer Weile schon unbemerkt
eingeschlichen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die

Pflege der Zähne im Kindesalter.

Jeder weiß, was wir unter den sogenannten Milchzähnen
verstehen: es sind die ersten 20 Zähne des Menschen, die im Alter
von 1/2—2 1/2 Jahren durchbrechen und vom sechsten bis zwölften
Lebensjahre allmählich ausfallen, um anderen, den sogenannten
bleibenden Zähnen, Platz zu machen. Dieser Umstand, daß
den Milchzähnen nur eine so beschränkte Lebensdauer zukommt,
ruft bei den Eltern vielfach die Meinung hervor, daß der Zustand
der Milchzähne keine besondere Berücksichtigung verdiene, „weil sie
ja doch später ausfallen“.

Um das Irrige dieser Ansicht zu erkennen, müssen wir uns ver-
gegenwärtigen, daß die Milchzähne die Aufgabe zu erfüllen haben,
in einer wichtigen Entwicklungsperiode des menschlichen Körpers die
eingeführte Nahrung, aus der das Kind sein Blut, seine Muskeln,
seine Knochen bilden soll, in gehöriger Weise zu zerkleinern und mit
Speichel zu durchmischen, um auf solche Art eine ordentliche Magen-
verdauung überhaupt erst möglich zu machen. Fallen nun
die mit dieser Aufgabe betrauten Milchzähne der Zerstörung
anheim, bevor durch das Hervorbrechen der bleibenden
Zähne ausreichender Ersatz geschaffen ist, so werden, da die
Speisen ohne genügende Zerkleinerung heruntergeschluckt werden,
Störungen der Verdauung, d. h. der Ausnützung der genossenen
Nahrung, nicht ausbleiben. Es ist klar, daß dies auf die allgemeine
Entwicklung des Kindes nicht ohne Nachwirkung bleiben kann.

Was können wir nun thun, um solchen Schädigungen vorzu-
beugen? Zur Beantwortung dieser Frage ist es nötig, die Ursachen
kennen zu lernen, aus denen die häufigste aller Zahnerkrankungen,
die jedermann bekannte „Zahnfäule“, hervorgeht.

Der Zahn besteht seiner chemischen Zusammenfassung nach aus
Kalksalzen und einer organischen Grundsubstanz, von denen die
ersteren durch Säuren, die letztere durch Fäulnis zerstört werden.
Dies erfolgt in der Weise, daß zunächst die Säuren, die durch den
denkbar kleinsten Nib oder Sprung des den Zahn überziehenden
Schmelzes sofort eindringen, an irgend einer Stelle der Oberfläche
den Kalk des Zahnes auflösen; hierdurch wird die Zahnmasse er-
weicht und beginnt nimmehr unter der Einwirkung der in der Mund-
höhle stets vorhandenen Spaltpilze zu faulen.

Die Säuren gelangen auf mannigfache Art an die Zähne; teils
werden sie fertig mit den Nahrungsmitteln in den Mund einge-
führt, wie beim Genuß vieler Obstsorten und der verschiedensten sauren
Speisen und Getränke, teils bilden sie sich erst im Munde aus den
in Gährung übergegangenen Speiseresten, und gerade diese letzteren
Säuren lösen den Kalk des Zahnes am kräftigsten auf und
sind infolgedessen die gefährlichsten. Sie sammeln sich in größeren
Mengen in jedem Munde an, der nicht täglich gereinigt wird; in
einem solchen Munde findet sich in den Zwischenräumen zwischen
den einzelnen Zähnen und am Zahnfleischrande eine eigentümliche
schmierige Masse, welche aus eingedicktem Speichel und Mundschleim,
sowie aus abgestoßenen Schleimhautteilchen, Speiseresten und Pilzen
besteht. Unter der Einwirkung dieser letzteren tritt in der
aufgelagerten Masse die saure Gährung ein, so daß nun in unmittel-
barer Nachbarschaft der Zähne ein Entstehungsherd der ihnen so
verderblichen Säuren gebildet ist. Eine besondere Rolle spielen in
dieser Beziehung die an den Zähnen haftenden Reste von genossenem
Zucker, der beim Verweilen in der Mundhöhle sehr schnell eine
chemische Umwandlung in Milchsäure erfährt; ferner alle stärke-
haltigen Nahrungsmittel, indem nämlich Stärkemehl im Munde in
Zucker und dieser wieder, wie erwähnt, in Säure umgewandelt wird.

Eine dritte Veranlassung für das Auftreten von Säuren im
Munde geben fieberhafte Erkrankungen ab, bei denen die Mund-
flüssigkeit selbst stets sauer gefunden wird.

Aus dem Gesagten ergibt sich, auf welche Weise die Zähne der
Kinder gegen die sie bedrohenden Schädlichkeiten geschützt werden
können. Die natürlichste Vororge gegen eine Erkrankung liegt ja
doch immer in der Entfernung der Ursachen, die sie begünstigen,
und dies können wir hier nur erreichen durch eine regelmäßig wieder-
holte sorgfältige Reinigung, mit der sogleich nach dem Erscheinen
der ersten Zähne zu beginnen ist. Sie geschieht sehr einfach, indem
man die Zähne und das Zahnfleisch, und zwar alle Flächen der
Zähne, täglich einige Male mit einem feuchten Lappchen abreibt.
Besonders abends vor dem Schlafengehen sollte diese Säuberung,
die so wenig Mühe verursacht, nicht unterlassen werden, da natürlich
gerade während der langen Nachtruhe alle oben angeführten schäd-
lichen Vorgänge am ungestörtesten und ausgiebigsten erfolgen können.

Diese Reinigung mittels eines Luches wird so lange fortgesetzt,
bis im dritten Lebensjahre in jeder Annade des Kindes 10 Zähne
stehen und die Zahnreihen also nimmehr geschlossen sind; alsdann
soll der Gebrauch der Zahnbürste beginnen. Diefelbe muß, den
Verhältnissen des kindlichen Mundes entsprechend, klein und schmal
sein; im übrigen soll sie weder zu weich sein, um nicht ihre mecha-
nische Wirkung zu verlieren, noch auch zu hart, um das Zahnfleisch
nicht zu verletzen; es empfiehlt sich also, eine mittelharte Bürste zu
verwenden. Mit dieser müssen dem Kinde mindestens früh nach dem
Aufstehen und abends vor dem Schlafengehen, am besten aber auch
mittags nach der Mahlzeit die Zähne gebürstet werden; gleichzeitig
soll das Kind, sobald es eben möglich ist, lernen, den Mund mit
Wasser auszuwässeln.

Zur richtigen Führung der Zahnbürste beachte man folgendes:

Es genügt nicht, die Zähne, wie es gewöhnlich geschieht, der Quere nach auf den vorderen Flächen zu bürsten; vielmehr müssen auch die Kauflächen und die Rückflächen gereinigt werden. Das wichtigste aber ist die Säuberung der Zwischenräume zwischen den einzelnen Zähnen, denn hier setzen sich am meisten die Speisereste fest. In diese Zwischenräume können die Borsten der Zahnbürste nur gelangen, wenn sie in senkrechter Richtung, also vom Zahnfleisch nach der Spitze der Zähne hin, bewegt wird. Das erweist sich anfangs meist sehr schwierig und unbequem, ist aber in kurzer Zeit zu erlernen. Daß die Zahnbürste nach dem Gebrauche nicht weggelegt werden darf, ohne sauber ausgespült worden zu sein, versteht sich von selbst.

Wird die Reinigung der Zähne in dieser Weise sorgsam ausgeführt, so ist die Benutzung eines Zahnpulvers oder eines sogenannten Mundwassers bei Kindern nicht nötig.

Mit der Befolgung dieser Sauberkeitsregeln ist aber das, was für die Erhaltung des kindlichen Gebisses zu beobachten ist, noch nicht erschöpft. Hierzu ist es vielmehr ein sehr wesentliches Erfordernis, daß wir dem Kinde Gelegenheit geben, seine Zähne recht tüchtig die Thätigkeit verrichten zu lassen, für die sie bestimmt sind. Wir wissen, daß jeder Teil des menschlichen Körpers in seiner Entwicklung abhängig ist von seinem größeren oder geringeren Gebrauche. Die starken Armmuskeln des Schmiedes, die kräftigen Waden des Radfahrers geben uns dafür einen Beweis; ebenso werden auch die Kiefer mit den Zähnen nur gut durch das Bist erweicht, wenn sie ordentlich geräunt werden. Es ist also nötig, daß das Kind eine genügende Menge fester Nahrung, z. B. Brot, erhält, die es zu gehörigem Kauen nötig, und daß es sich das Kauen nicht durch falsche Hilfsmittel, z. B. Einweichen des Gebäcks in Kaffee, zu erleichtern sucht. Zudem man das Kind auf diese Weise zu dem naturgemäßen Gebrauche seiner Zähne anfährt, erzielt man gleichzeitig auch, daß es die Nahrung vor dem Herunterfließen reichlich mit Speichel durchmischt, was erwiesenermaßen für stärkernhaltige Nahrungsmittel eine Vorbedingung der Magenverdauung bildet; außerdem bewirkt das langsame Kauen fester Nahrung eine mechanische Reinigung, gewissermaßen eine Abbürstung der Zähne.

Nicht unerwähnt möchten wir andererseits lassen, daß der Neigung vieler Kinder entgegenzutreten ist, den Zähnen Kräfteleistungen zuzumuten, für die sie entzieden nicht geschaffen sind, wir meinen das Verbeißen von Nüssen, Holz und anderen Gegenständen. Nicht nur, daß hierdurch Verletzungen des den Zahn überziehenden Schmelzes entstehen können, solche Gewaltwirkungen bringen auch mitunter Entzündungen des Zahnnarves oder der Wurzelhaut hervor, die mit großen Schmerzen verknüpft sind. Auch plötzlicher Temperaturwechsel in der Mundhöhle, wie er bei raschem Uebergange von warmen Speisen zu kalten Getränken stattfindet, ist möglichst zu beschränken. Von sonstigen Schädlichkeiten wäre noch vor dem Raschen von Süßigkeiten zu warnen, was aus den Bemerkungen über die Umwandlung des Zuckers in Säure zur Genüge hervorgeht. Jedenfalls sollte nach dem Genuße von Süßigkeiten, wo es angeht, der Mund mit Wasser ausgespült werden. Dasselbe empfiehlt sich nach dem Genuße säuerlichen Obstes.

Es bleibt noch übrig, darauf hinzuweisen, daß eine gewissenhafte Zahnpflege es erforderlich macht, jedes Kind, auch wenn es keine Schmerzen äußert, in gewissen Zeiträumen durch einen Zahnarzt untersuchen zu lassen. Nur so ist es möglich, daß jeder kleine Defekt in der Zahnhilfsanz rechtzeitig entdeckt und durch eine Füllung am Weiterfortschreiten gehindert wird, bevor es zur Entstehung von Schmerzen kommt. Die erste derartige Untersuchung ist angebracht, wenn das Kind das dritte Jahr vollendet hat; und sie sollte von da an alle halbe Jahre wiederholt werden. Geschieht dies, so wird das Kind sich beim Zahnarzte stets nur ganz schmerzlosen kleinen Manipulationen zu unterziehen haben, und den Eltern wird das allbekannte Jammerchauspiel, das sich vollzieht, wenn die Kleinen nach tagelangen Schmerzen unter Angst und Not zum Zahnarzt gebracht werden, erspart bleiben. Solche regelmäßige Untersuchungen gewähren auch noch den Vorteil, daß sie während des Zahnwechsels, d. h. während des vom 7. bis zum 12. Jahre stattfindenden Erfalles der Milchzähne durch die bleibenden es oft möglich machen, solche Zähne, die an falscher Stelle hervorbrechen, durch die geeigneten Maßnahmen ohne Kostenanwendung an ihren gehörigen Platz zu bringen.

Zum Schlusse wollen wir noch erwähnen, daß man bei Krankheitsfällen der Kinder nicht glauben darf, die Pflege des Mundes könne als nebensächlich betrachtet werden. Von einer länger dauernden Erkrankung an datieren oft genug die Eltern einen merkbaren Verfall der Zähne des betreffenden Kindes. Dies erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß während einer schweren Krankheit harte Speisen, deren Kauen auf die Zähne reinigend wirkt, im allgemeinen nicht genossen werden und daß, wie schon oben erwähnt, bei Fieber die Mundflüssigkeit eine abnorme Beschaffenheit hat, nämlich sauer ist. Auch die Kroneien, die ein fieberndes Kind erhält, sind oft säuerlich. Aus alledem leuchtet ein, daß eine gewissenhafte Reinhaltung des Mundes in solchen Fällen nicht unterbleiben darf. — Otto Horwitz.

Kleines Feuilleton.

—o— Die Darmherzigen. Sie kamen von der Vorbefichtigung des Wohlthätigkeitsbazar. Er sollte gegen Mittag des nächsten

Tages in der Aula des Gymnasiums eröffnet werden. Sämtliche Damen waren froher Erwartung voll. Sie sprachen laut und erregt, die erste Gruppe blieb stehen und wandte sich an die folgenden:

„Nein, diesmal werden wir sicher so viel herausbekommen, daß wir doppelt so viel arme Kinderchen unterstützen können wie im vergangenen Jahre.“

„Ach, das wäre doch zu reizend!“

„Nein, wie mich das rührt! — Doppelt so viel arme Kinderchen!“

„Denken Sie, Frau Mat, doppelt so viel!“

„Es wäre wohl auch wünschenswert!“

„O ja, o ja! Ach, es ist doch zu schön, solche armen Wesen beglücken zu können.“

„Und daß es diesmal so außerordentlich schön geworden ist, daß so reiche Gaben geschlossen sind, haben wir nur der Frau Rektor zu danken! Ja, ja, Ihnen, teure Frau Rektor!“

Die Damen drängten sich alle um die große, stattliche Frau. Die kleine Frau Apotheker in ihrem neuen Jabelpelzhut, mit den leuchtenden roten Rosen, stellte sich in ihrer ganzen Breite vor sie hin und lächelte sie strahlend und bewundernd an: „Ja, das ist eine hervorragende Gabe, dieses Organisationsalent!“

Immer Ärger der anderen Damen blieb sie fest vor der Rektorin stehen. Doch keine wagte es, die kleine Frau zur Seite zu schieben. War sie doch das reichste Mitglied des Vereins. Und dann waren sie auch viel zu weisevoll gestimmt. In ihren vorjährigen Hüten und vorvorjährigen Umhängen standen sie bescheiden da und lächelten beifällig und begeistert. Sie waren durch jahrelange Gewöhnung so voller Schüchternheit, die Frau Sekretärinnen und Lehrerinnen, daß sie erkannten, als die Frau Bureauvorsteherin sich neben die Frau Apotheker drängte und mit ihrer etwas schrillen Stimme demonstrativ sagte: „Oh! Auch wir wissen die Gaben der lieben Frau Rektorin zu schätzen. Ja, auch wir!“

Es sollte das eine kleine Spitze sein gegen die Apothekerfrau, gewissermaßen ein Protest gegen ihre Vordrängen. Sie nahm das aber nicht so genau und lächelte nur vergnügt. Die Rektorin nahm, um sie zu verhöhnen, ihren Arm und so gingen sie wieder weiter.

Die Bureauvorsteherin fühlte, daß sie die andern Damen nicht auf ihrer Seite hatte. Und so ging sie denn mit gemachter Lustigkeit über den Zwischenfall hinweg. Mit ihren gläsernen Augen beobachtete sie jeden scharf, wenn sie aber selbst angehen wurde, sah sie mit irdenden Augen fort, sie wollte die Meinung der Damen erforschen. Doch die lächelten und plauderten in ihrer alten Weise weiter...

Da kam der Bureauvorsteherin ein Gedanke. Sie wollte zeigen, daß auch sie der Apothekerfrau nichts nachgibt. Sie lud die Damen zu einem Täßchen Kaffee ein. Nach einigem Sträuben gingen alle zu ihr hinauf. Sie entschuldigte sich auf der schmalen Wendeltreppe, daß noch kein Licht gemacht sei. Aber das Mädchen habe gewiß nicht berechnet, daß die Treppe schon in der Dämmerung dunkel sei. Und dann führte sie die Damen in ihre Zimmer. Erst, als alle saßen, kam die Lampe. Das kleine Mädchen, das sie brachte, sah aus, wie wenn sie nur zum Verwarten der Kinder und nicht zum Wirtschaffen angenommen sei. Die Bureauvorsteherin zankte mit ihr, weil das Feuer im Herde nicht brenne und der Flux noch nicht geschwener wäre. Während sie nun in der Küche arbeitete, setzten sich die Damen um den großen Tisch. Sie hatten genügend Mühe, die Stube zu betrachten. Das Sofa war schon verlassen, der Teppich schon abgetreten und ausgefranzt, an den Stühlen fehlten einzelne Knäufe und einigen ging schon im Sitz das Rohr aus. Die Damen bemerkten die ganze, durch gehälteste Decken und Läufer künstlich verhällte Dürftigkeit.

Die Frau Bureauvorsteherin, die eben den Kaffee in die Mühle schüttete, ahnte das wohl. Sie dachte nach, wie sie das vertuschen könne. Es war allerdings kurz vor dem Ersten. Aber sie hatte noch das Geld für den Schuhmacher liegen. Sie wagte es nicht, das Geld anzugreifen. Aber was dann sonst? Und mit jähem Entschluß holte sie das Geld hervor und ließ aus der Konditorei Kuchen und Schlagfahne holen.

Sie saßen nun gemächlich beim Kaffee. Da klingelte es. Das Mädchen rief die Frau Bureauvorsteherin heraus — richtig, da war die Frau des Schuhmachers. Die hagere, gebückte Frau in dem fadenbeinigen Umfahgetuch sagte fast bittend: „Ach, Frau Bureauvorsteherin, entschuldigen Sie nur, wenn ich störe. Aber ich brauche so nötig das Geld. Wir haben morgen einen Wechsel zu bezahlen, und nun renne ich schon den ganzen Tag. Nein umsonst, rein umsonst!“

Ärgerlich antwortete die Frau Bureauvorsteherin: „Seien Sie doch nicht so laut! Ich kann Ihnen auch erst das Geld zum Ersten geben.“

„Ach, du lieber Himmel! Und Sie haben es mir doch versprochen.“

„Ja, ja... Aber Sie sind mir in der letzten Zeit auch viel zu teuer geworden. Das kann man ja gar nicht mehr bezahlen.“

„Aber liebe Frau Bureauvorsteherin!“ sagte die Schuhmacherfrau bittend. Und sie wollte der Frau Bureauvorsteherin alles erklären. Daß das Leder im Preise gestiegen sei und die Mieten so hoch getrieben würden.

Doch die Frau Bureauvorsteherin schob sie hinaus. Sie hätte Gesellschaft. Sie mußte sich in der Stube Luft machen. „Nein, diese Handwerker werden alle Tage ausverschämter! Will doch mein Schuhmacher jetzt für ein Paar Damensohlen zwei Mark haben!“

Die anderen Damen stimmten ihr erregt bei. Der Kaffee hatte sie lebhafter gemacht. Ja, diese Handwerker und Arbeiter wären so übermäßig mit ihren Forderungen. Dabei fielen doch gerade diese Kreise den ordnungsliebenden, mildthätigen Menschen zur Last. Ja, aber das komme nur daher, weil sie nicht verständen, mit ihrem Einkommen haus zu halten. Ja, daher komme es! —

Theater.

— Der Deutsche Bühnenverein und sein „Hausgesetz“. Am 8. November d. J. waren das Präsidium und der Direktorial-Ausschuß dieses Vereins darüber einig, den Direktor des Residenztheaters in Wiesbaden, der es abgelehnt hatte, dem neuen „Hausgesetz“ an seinem Theater Geltung zu verschaffen, auszuschließen. Die Mitglieder des Vereins-Schiedsgerichts wurden durch ein Ausschreiben erucht, ebenfalls für den Ausschluß zu stimmen. — Herr Dr. Rauch ist, so viel wir wissen, bisher nicht ausgeschloffen worden. Aber am 16. August hielt der Direktorial-Ausschuß des Deutschen Bühnenvereins in Eisenach eine Sitzung ab. Jetzt schickt derselbe Ausschluß eine Mitteilung an die Blätter, aus der wir folgendes anführen wollen: „... Da aber ein Teil der Bühnengehörigen, deren Wunsch für das Zustandekommen des Theaterausgesetzes in erster Linie bestimmend gewesen ist, dessen Zweck verkennt, wird der Direktorial-Ausschuß, der in warmer Teilnahme an der socialen und sonstigen Hebung des Künstlerstandes stets dessen berechtigten Forderungen entgegen gekommen ist, die hierfür allein zuständige ordentliche Generalversammlung des deutschen Bühnenvereins veranlassen, satzungsgemäß zu der Frage Stellung zu nehmen.“ — Zuerst will man die Widerspenstigen so schnell als möglich, womöglich telegraphisch, hinauswerfen und jetzt überläßt man alles der ordentlichen Generalversammlung zur Entscheidung. Viel anders sehen die bisherigen Siege der Engländer auch nicht aus. —

Musik.

Die dankenswerten Bemühungen des Theaters des Westens, uns die klassisch-komische Oper vorzuführen, nehmen im allgemeinen einen erfreulichen und beachtenswerten Fortgang. Was könnte da nicht erst geleistet werden, wenn man damit aus dem alljährlichen Operngetriebe heraustreten und Cyllen von Festvorkstellungen geben wollte, welche die Entwicklung je einer nationalen komischen Oper demonstrieren würden! Vor kurzem wurde eine Bemerkung Richard Wagners veröffentlicht, nach der als deutscher Cyllus anzusehen wären: Hillers „Jagd“ (1769), Dittersdorfs „Doktor und Apotheker“ (1786), Vögling's „Zar und Zimmermann“ (1837) und Wagners „Meistersinger“ (1868). Ein analoger italienischer Cyllus würde von den Zwischenstücken („Infermedien“) Logroscinos aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Pergolesis „Serva padrona“ (1733) und dann etwa zu seinen Nachfolgern in der um geschaffenen „Opera buffa“ (Piccini, Paisiello, Cimarosa u. a.) führen und mit Rossini's „Barbier“ (1816) und Donizetti's „Regimentstochter“ (1840) die Höhepunkte bringen. Mozart und eventuell auch Haffke könnten dort wie hier ihren Platz finden. Der französische Cyllus würde etwa in den 50er, 60er Jahren des 18. Jahrhunderts mit Duménil einsehen, würde von Philidor (dem Schachspieler), Monsigny und Grétry je ein Beispiel bringen, würde dann über Flouard (in den 10er Jahren des 19. Jahrhunderts) hinaus zu den eigentlichen Klassikern führen: zu Boieldieu („Johann von Paris“ 1812 und „Die weiße Dame“ 1825) und zu Auber („Maurer und Schlosser“ 1825 und „Fra Diavolo“ 1830) und würde dann etwa ihre Epigonen Hérod, Adam, vielleicht auch Thomas, zu Gehör bringen, und schließlich die belannte Abzweigung: die Operette oder „musiquette“, vorführen, mit je einem Beispiel von Hervé und von Offenbach (seit den fünfziger Jahren) und von dem späteren und vornehmeren Lecocq, dessen „Grosche-Groscha“ ja demnächst darankommen soll. Von den Spitzen dieser Entwicklungszüge sind aller Musikfreunde Erinnerungen voll: wer hat einst als Klavierschüler nicht an Stücken von Auber (selbst aus den weniger bekannten Opern wie den „Krondiamanten“ oder dem „Ehernen Pferd“) manches gelernt! Das Takthalten war da jedenfalls zu lernen; und wer den alten Stil des ewig festen und einformigen Takt-rhythmus liebt, konnte am Montag bei der neu einstudierten Aufführung von „Fra Diavolo“ seine helle Freude an einer Musik haben, die innerhalb dieses bereits vergangenen Stiles unvergängliche Schönheiten birgt.

Der Darstellung gegenüber müssen wir vor allem wieder betonen, daß in der täglichen Opernjagd an die Herausbildung einer eigenen, das Wesen der komischen Oper erschöpfenden Darstellungsweise, speziell an die — ich möchte sagen: dithyrambische Exaltation, mit der solche Werke dahinzurufen sollten, nicht zu denken ist. Auch auf die Größe dürfen wir nicht rechnen, mit der nach den Erinnerungen von Bühnenfreunden der Franzose Roger und der Deutsche Klemann die Titelrolle verlorpelt haben sollen; dazu fehlt es im Theater des Westens eben an Material, und Herr Oscar Braun hat zwar in jener Rolle Gelegenheit, seine verschiedentlichen, nur nicht recht miteinander vermittelten Tenordne zur Geltung zu bringen, allein über den Theaterbanditen kommt er doch nicht hinaus. Als das „Ereignis“ des Abends möchten wir das Auftreten einer Anfängerin bezeichnen: Anna Groß als Zerline. Die Stimme ist etwas mager, aber sympathisch und sehr umfangreich; mißgelo-

Höhe und sonore Tiefe; die Stimmbildung ist im ganzen sehr gut, auch der Sprechton so vollkommen, wie man es auf Opernbühnen selten hört und das schauspielerische Können ist so tüchtig, daß es für eine ideale Darstellungsweise der oben angedeuteten Art einen guten Anfang abgeben würde. Auch die Gesangskunst der in jenem Theater seit längerem wirkenden Altistin Laura Detsch kommt mir immer besser zur Verwertung. Herr E. Walter sollte sein bemerkenswertes Tenormaterial feiner verwenden. Für alle übrigen Leistungen mag das Gesamturteil genügen, daß im Verlauf der Aufführung so viel zum Vorschein kam, wie eben in dem angedeuteten trockenen Medium und bei einer anscheinend nicht tiefgreifenden Einstudierung zu erwarten war. —

sz.

Völkertunde.

c. Das nördlichste Dorf. Man hat vor kurzem das Dorf Karmakuli in Nowaja Semlja als die dem Nordpol nächste menschliche Niederlassung bezeichnet. Arnaldo Sabbatini bringt in der „Minerva“ eine Berichtigung. Karmakuli liegt nütur dem 71. Breitengrad. Nach seiner Behauptung giebt es aber ein Dorf mit 234 Einwohnern unter dem 77. Breitengrad. Es liegt an der Nordostküste Grönlands, an der Smithmeerenge, gegenüber von Ellesmereland. Dieses Dorf ist von Peary entdeckt und beschrieben worden. Hier versah er sich mit neuem Proviant, wem sein Schlitten ihn über die ungeheure vereiste Insel trug. Die Bewohner haben keine Gesetze und keine Religion, und sie kennen keine Schrift, kein Geld, kein Salz und keine vegetabilische Nahrung. Es hat Peary viel Mühe gekostet, um ihnen verständlich zu machen, daß es im Süden bewohnte Länder giebt. Die Leute behaupten nämlich, daß es menschliche Wesen nur im Norden gäbe. Von dort wären sie vor langer Zeit gekommen. Thatsache ist, daß diese „Arktiker“ gründlich den nördlichen Teil Grönlands ebenso wie die benachbarte große Inseln, das Grant-, Grimell- und Ellesmereland kennen. In diesen Küstenstrichen jagen sie die Robbe, das Rentier, den Bären, den Narwal, den Walrsich, den Fuchs und den Wolf. Niemals haben sie sich nach dem Süden gewagt. Ihre Typus ist genau der der Chinesen. Ihre Sprache ist ein verunstaltetes Chinesisch. Peary hat ein junges Mädchen nach den Vereinigten Staaten geführt und sie der chinesischen Gesandtschaft vorgestellt. Die Mandarinen haben sich mit ihr in ihrer Muttersprache ohne sehr große Schwierigkeiten unterhalten können, während dies Experiment bei den Eskimos, die Peary und andere Forscher ihnen zugeführt haben, mißglückte. —

Humoristisches.

— Ein unbeschriebenes Blatt. Er: „Die Politik gehört zu den wenigen Dingen, für die ich auch nicht das geringste Verständnis in mir verspüre.“

Sie: „Dann nimm Dich mir in acht, daß man nicht auf Dich aufmerksam wird. Auf einmal bist Du Minister!“ — (Simpl.)

— Einträglicher Sport. Frau Assessor: „Früher, als mein Mann auf die Jagd ging, brachte er nie etwas mit. Seitdem er aber radelt, kehrt er fast nie heim ohne Fuhn, Gans oder Ente, die er überfahren!“ —

— Reporterstil. Der zum Tode Verurteilte wurde am 16. Juni 1866 zu Berlin geboten und war vordem unbestraft. —

Notizen.

— Im Berliner Schauspielhause soll demnächst als stark angefehrte Neuheit Gustav Freytag's theatrale Jugendarbeit „Die Prankfahrt“ zur Aufführung gelangen. —

— In der Aula der Hochschule für Musik wird Dr. Johannes Moser am Donnerstag, den 30. November, abends 8 Uhr, einen Vortrag über „Neue Erkenntnisse auf akustischem Gebiete und die Entdeckung des orchestrale Klaviertones“ halten. Die Ausführungen werden durch Vorträge auf den nach dem neuen System gebauten Instrumenten unterstützt. —

— Eine Schule für Bibliothekarinnen beabsichtigt Prof. Holtinger in Berlin zu errichten. —

— Agnes Sorma wird, wie das „V. L.“ meldet, schon in diesem Jahre im Renaissance-Theater in Paris spielen. Sie tritt am 26. und 27. Dezember als Nora auf. —

— Eine Agitation wird in Leipzig gegen den Theaterdirektor Staegemann entfacht, dessen Kontrakt in kurzen vom Magistrat und den Stadtverordneten erneuert werden mußte. Etwa 600 Frauen haben eine Petition, daß eine Renwahl vorgenommen werde, unterschrieben. —

— Eine neue Oper von Karl von Kassel nach Wilhelm Hauff's Dichtung „Die Bettlerin vom Pont des arts“, geht am 5. Dezember am Hoftheater in Kassel in Scene. Auch Köln und Hamburg haben die Oper erworben. —

— Im Düsselbörser Kunstgewerbe-Museum ist eine große internationale Ausstellung von Radierungen eröffnet worden. —

— In Breslau wurde am Montag das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Kunsttümmer eröffnet. —